

KERIN SCHMIDT

INSELLUFT MIT HONIGDUFT

*Mein Leben auf Sylt
im Wechsel der Gezeiten*



Eden
BOOKS

um meinen Kopf. Die Wanderdüne in List leuchtete von Weitem, und das Lachen meiner Mutter strahlte heller als das Sonnenlicht.

Schnuck Schnuck und Jule sahen nach einer Weile ein, dass das Blöken und Bellen nach meiner Mutter nichts brachte. Wir trafen uns an der Wasserkante, und ich sumnte ihnen Lieder vor, bis wir alle wieder vereint waren. Ankas nasses Fell glänzte im Licht. Meine Mutter streichelte das Pferd und klopfte ihm den Hals.

»Zu Hause bekommst du einen Apfel, versprochen!«

»Und was ist mit uns?«, fragte ich.

»Du natürlich auch.«

Jule setzte sich mit schrägem Kopf und klimpernden Augen neben das Lamm. Ich streichelte ihr den Kopf.

»Und die beiden, Mama?«

»Die bekommen etwas anderes, leer ausgehen wird keiner.«

Die Hündin sprang auf und lief vor uns her. Die Sonne zwinkerte mir zu. Ich hüpfte mit Schnuck Schnuck um die Wette, auf das nächste Abenteuer wartend.

Es war ein Platz, an dem Frieden herrschte, wenn auch nicht für immer. Nicht für mich. Denn wenn der Wind sich auftürmte, das Wasser zum Toben brachte, dann verschlang das dunkle Meer bei Nacht meinen Schlaf. Und wenn die Natur brach und kreischend ihre Macht ausübte, klammerte ich mich an meine Eltern und hoffte, uns würde nie etwas geschehen.



Heute ist der kleine Strandabschnitt auf der Wattseite Morsums verschwunden. Das Land hat gewuchert und sich seinen Platz erkämpft. Gras, Schilf und Sträucher wuchsen und nahmen die Landzunge für sich ein. Wer seine Füße ins kühle Nass tauchen möchte, der muss Richtung Steilküste wandern.

Sylts Konturen waren im Umschwung, wie die Landwirtschaft und das Dorfleben.

Damals, als unser Hof auf jedes Tier zur Kost angewiesen war und mein Vater noch als kleiner Junge durch die Ställe streunerte, da wurde härter gearbeitet denn je, um die sechs Kindermäuler zu ernähren. Was zur damaligen Zeit in Familienbetrieben erreicht werden konnte, wurde inzwischen längst von großen Unternehmen von den Klippen gestoßen.

Als die geschlachteten Rindsteile auf dem Küchentisch meiner Großmutter lagen und die Frauen ihre Beile schwangen, um alles zu portionieren und

einzufrieren, standen die Männer auf den Feldern und stapelten die Heuballen.

Selbst als ich klein war, wurde der Küchentisch noch zum Zerteilen genutzt. Meine Mutter und ich mittendrin. Das Schlachten gehörte für mich dazu. Wenn die Tiere in die Anhänger getrieben wurden, ich mit zittriger Stimme fragte, ob es wieder so weit sei, und mein Vater stumm nickte, dann hieß es für mich Abschied nehmen. Sie hatten ein gutes Leben gehabt – das pflegten wir zu sagen.

Während meine Familie das Fleisch mitsamt den Knochen zerkleinerte, leistete ich ihr singend Gesellschaft. Ich lauschte dem Geschnatter meiner Tanten, legte die Beutel in die Truhe und spielte auf dem Dielenboden. Doch wenn Oma Matche die frisch gefangenen Fische auf ihrer Wachstumstischdecke aufreichte, beobachtete ich jeden Handgriff mit Argusaugen. Dass ich mich einst von den abgeschnittenen Schwanzflossen nicht lösen konnte und sie unter lautem Gequengel verteidigte, bis mir Oma ein Glas mit Wasser und Schraubverschluss reichte, war keine meiner besten Ideen. Ein paar Tage später entwickelte sich ein so bestialischer Gestank, dass mir fast die Pflaumensuppe wieder hochkam. Dieser herbe Verlust hätte meinen Tag endgültig vermiest. Ich war verrückt nach Omas Backobstsuppe, angedickt und lieblich süß, doch das Beste waren die Pflaumen, deren Fruchtfleisch die Kerne fest umschloss. Trällern, mit schwingenden Beinen und blonden Zöpfen, spuckte ich die Kerne jedes Mal aufs Neue in Opas Teller, der unberührt weiter seinem Drang nach Nahrung folgte. Und ich lachte, bis mir die Suppe aus den Mundwinkeln tropfte.

Opa Gogge war für mich ein wahrer Bilderbuch-Opa. Er führte mich an der Hand zum Kindergartenbus, ließ sich von mir durch die Ställe treiben, erlaubte mir jeden Blödsinn und knabberte den Knorpel von allen Knochen, die wir ihm auf den Teller legten. Er roch nach seiner Pfeife, die ständig in seinem Mundwinkel hing. Durch die Hornbrille wirkten seine Augen größer als alles andere in seinem Gesicht.

Und Oma Matche war eine Bilderbuch-Oma. Eine typische Hausfrau, etwas zu besorgt, aber liebevoll.

Als ich das erste Mal zum Übernachtungsbesuch bei ihnen anklopfte, war mir schon etwas mulmig zumute, aber Oma schüttelte die Decken und Kissen auf und legte mich behutsam in die wolkige Mitte. Ich erinnere mich noch gut an diese Nacht.

»Kerin, soll ich dir ein Gutenachtlied singen?«, fragte sie mich.

Meine müden Augen weiteten sich für einen Moment.

»Ja, Oma! Gern.«

Gespannt lauschte ich ihrer Stimme, als sie den Text von *Guten Abend, Gute Nacht* leise vor sich her trällerte. Ich schloss die Augen und folgte den Worten – das Lied kannte ich nicht.

»Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht, mit Näglein besteckt, schlüpft

unter die Deck. Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt. Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt ...«

Ich riss meine Augen auf. War das ihr Ernst?

»Wenn Gott will, Oma? Kann er das einfach so entscheiden?«

Oma Matche stockte. Ihre Pupillen weiteten sich. Ihre Augenbrauen wirkten, als wollten sie ihren Haaransatz küssen.

»Wie meinst du das, Kerin?«

Ich setzte mich auf.

»Du hast gesungen, dass Gott mich morgen nur weckt, wenn er das will! Bin ich sonst tot?«

Ohne je über den Text nachgedacht zu haben, wurde ihr in dem Moment klar, was er für mich kleines Menschenkind offenbar bedeutete.

»Kerin, das ist nur ein Lied, das singt man so. Gott möchte immer, dass alle wach werden!«

Dieser Gott schien mir nicht ganz geheuer, und was für eine Frechheit obendrein, das einfach so zu entscheiden.

»Ich schlafe nie wieder!«, erklärte ich mit verschränkten Armen.

Ich war drauf und dran, aus dem Bett zu springen, doch meine Großmutter beruhigte mich mit sanften Worten und bestach mich mit ein paar Geschichten.

Die Märchen kannte ich schon, doch an diesem Abend schienen sie mir grausamer. *Dornröschen* brachte das Fass zum überlaufen.

Erst als Oma Matche neben mir lag und es dunkel wurde, beschloss ich, zumindest ihr zuliebe, die Ruhe zu bewahren. Doch als ihr Atem schläfrig gegen meine Stirn wehte, lag ich unter der Decke und fragte mich, ob ich es bis morgen schaffen würde. Es muss eine stürmische Nacht gewesen sein, das Ende einer sorglosen Kindheit.

Dass Oma mir zum nächsten Biikebrennen den Floh ins Ohr setzte, meine Jacke sei schnell entflammbar, machte es nicht besser.

Danny, der Kater

Wenn die Sonne tief am Horizont ihre Fühler nach der Insel ausstreckte, verstummte der Trecker meines Vaters. Die Blumen schlossen ihre Köpfchen und legten sich zur Ruh. Der Tag war müde.

Mit pulsierendem Herzen rannte ich durch die Scheunen. Die Kühe waren an ihre Melkhähne angeschlossen und bekamen ihr wohlverdientes Heu zum Abendbrot. Meine Mutter folgte mir mit schnellen Schritten.

»Nun warte doch, hier ist er nicht!«

»Aber irgendwo muss er sein! Normalerweise ist er immer zu Hause!«

Danny war ein Hofkater, auch wenn ich ihn am liebsten mit unter meine Bettdecke genommen hätte, aber des Nachts streunerte er draußen herum, um Mäuse zu jagen. Tagsüber durfte er in unsere Wohnung und genoss jede Schmuseminute, die er sich erschnurren konnte. Hunger hatte er für vier, weswegen er keine Mahlzeiten verpasste.

Mein Vater lugte hinter dem prall gefüllten Euter einer seiner treuen Kühe hervor.

»Was ist denn los bei euch?«

Mein Kinn zuckte, und Tränen schwemmt meine Augen.

»Danny ist weg! Er hat sich bestimmt verlaufen!«

Ein Kuhfladen platschte auf den Betonboden und dampfte.

Meine Mutter nahm mich auf den Arm.

»Nein, der kommt wieder zurück. Danny ist bestimmt nur auf Entdeckungsreise!«

Mein Vater kam zu uns und gab mir einen Kuss.

»Pass mal auf, mein Küke! Wenn Danny nach dem Melken nicht zurück ist, dann suchen wir nach ihm, versprochen!«

»Aber wie sollen wir ihn hier finden? Er ist schon so lange weg!«

Platsch.

Der nächste Fladen fiel.

»Er ist seit heute Vormittag verschwunden«, gab meine Mutter zu bedenken.

Mein Vater kräuselte die Stirn. Die Tränen schossen aus meinen Augen, und ich japste nach Luft. Papa nahm mich auf den Arm, drückte meinen kleinen Körper fest

an seinen und streichelte mir über das Haar.

»Komm, wir fragen Opa und die Nachbarn, die suchen bestimmt mit uns nach Danny. Ich mach hier schnell fertig, okay?«

Ich wischte mir die Augen mit meinen erdigen Fäusten, griff Mamas Hand und zog sie die Treppe hinauf, damit sie so viele Helfer wie möglich anrief.

Im Wohnzimmer lag Dannys Spielzeugmaus. Der Napf war gefüllt mit müffeligen Dosenfutter, das darauf wartete, verspeist zu werden. Mein Herz wurde schwer. Mein Magen schmerzte.

Nach einer halben Stunde stand ein Pulk von zehn Mann auf dem Hof.

Es war spät geworden, eine Gänsehaut bildete sich auf meinen Armen. Meine Hand grub sich in die meiner Mutter. Alle nahmen ihre Plätze ein, durchforsteten jeden Winkel der Bestellungen und riefen nach dem kleinen Kater. Mamas Stirn schlug tiefe Falten, wenn sie nicht bemerkte, wie ich ihr Gesicht musterte. Ein dicker Kloß saß wie ein Pfropfen in meiner Kehle. Ich musste immerzu schlucken, doch mein Mund fühlte sich wie ein vertrockneter See in der Sahara an.

Das Lämmchen Schnuck Schnuck und Anka, die Stute, waren in ihren Ställen, nur Jule lief schnüffelnd über das Feld. Egal, wie laut ich nach Danny rief, er kam einfach nicht. Als das erste Gähnen mich überkam, streichelte meine Mutter mir liebevoll über den Handrücken.

»Kerin, wir machen uns jetzt bettfertig, die anderen suchen noch. Ich bin sicher, Danny schläft bereits im Heu und steht morgen früh am Fenster.«

Meine Mundwinkel zog es weit nach unten. Ich sagte keinen Ton. Schwer atmend lief ich die Treppe hoch, stieß die Wohnungstür auf und rannte in mein Zimmer. Ich ließ mich auf die Matratze fallen und vergrub mein Gesicht in der Decke.

»Ach Kerin, jetzt hör doch bitte auf zu weinen!«, sagte meine Mama.

Ich hörte den Wandschrank knatschen.

»Nein, er kommt bestimmt nie wieder. Danny war noch nie so lange weg!«

Als hätte man einen Teil von mir abgeschnitten, heulte ich völlig aufgelöst in den Bezug.

»Kerin, jetzt hör mal auf und komm her!«

»Nein, ich will nicht!«

»Doch, du kommst jetzt bitte sofort hierher!«

Ihre Stimme klang streng. Ich löste meinen Griff und schob die Decke weg.

»Los jetzt, steh auf!«

Ich kroch aus meinem Bett, während mein Blick auf ihrem Gesicht ruhte. Sie beugte sich zu mir herunter.

»Fass mal in den Schrank.«

Folgsam hob ich meine Hand, steckte sie kurz hinein und zog sie schnell wieder